

Allzu sauber ist ungesund. Kriebelmücken und Nierenwürmer, Milben und Schnabelkerfen, Gnitzen aller Art, Lungenwurm und Pärchenegel. Wie eng und vertraut lebte es sich doch mit all diesen Parasiten des Menschen zusammen, sogar in den Metropolen der Zivilisation. „Wie ein Mensch es hier aushält, in diesem dreckigen Schlupfwinkel aller nur denkbaren Laster und Übel, inmitten einer von tausend fauligen Dämpfen vergifteten Luft, zwischen Schlachtereien, Totenäckern, Hospitälern, Abzugsrinnen, Urinbächen, Kothaufen ...“ Das notiert ein Zeitgenosse in Paris um das Jahr 1785. Der Sozialhistoriker Alain Corbin führt den Ausbruch der Französischen Revolution nicht zuletzt auf den unerträglichen Dreck zurück. Seit-

her hat nicht nur eine „Privatisierung des Exkremments“ stattgefunden, sondern ein allgemeine Desodorisierung und Säuberung von Stadt und Sprache. Seit 1840, so Corbin, werde der Hygieniker als Held gefeiert. Die Geruchs- und Schmutztoleranz hat in einem Maße nachgelassen, dass die Medizin den Parasiten schon wieder hinterhertrauert. Man spricht von „Epidemien der Absenz“: Ohne üppige Darmflora, Völkerscharen von Mikroorganismen, ohne Wurmerkrankungen würden häufiger Allergien auftreten und Autoimmunkrankheiten. Wer etwa im Dreck und im Gestank eines Bauernhofs aufwachse, so Schweizer Forscher, erkranke weniger (diesen Satz bitte von Kindern fernhalten).

alexander.smoltczyk@spiegel.de

Werbung

Macht die Flucht im Schlauchboot teamfähig, Frau Driewer?

Grit Driewer, 52, vom Verein Türöffner, der Flüchtlingen Arbeitsplätze vermittelt, über eine provokante Werbekampagne

SPIEGEL: Eine Kampagne der Agentur Jung von Matt will Flüchtlingen zu Jobs verhelfen und deutet ihre Fluchterfahrungen zu „Soft Skills“ um: Belastbarkeit, Stressresistenz, Zielorientierung. Darf man das?

Driewer: Für mich ist das fragwürdig. Eine Mittelmeer-Überfahrt in einem Schlauchboot als Lektion in „Teamfähigkeit“ zu verstehen scheint mir gar

zynisch. Viele sind durch ihre Flucht eher traumatisiert als gestärkt. Andererseits: In Deutschland suchen etwa 500 000 Flüchtlinge einen Arbeitsplatz. Dass dieses Potenzial stärker ins Bewusstsein rückt, ist begrüßenswert.

SPIEGEL: Sollten Flüchtlinge in Bewerbungsgesprächen gar nicht über ihre Fluchterfahrungen sprechen?

Driewer: Doch. Manche Bewerber sind fast verzweifelt, weil sie keine Arbeit bekommen. Da sage ich manchen: Du bist so weit gelaufen, hast es bis hierher geschafft, hast

Deutsch gelernt, und jetzt willst du aufgeben?

SPIEGEL: Welche Ratschläge geben Sie?

Driewer: Ich will herausfinden, wo die Stärken bei jedem Einzelnen liegen. Wenn jemand sagt, er war Schneider, müssen wir wissen, was er

konkret gemacht hat. Das schreiben wir in den Lebenslauf und gehen damit zum möglichen Arbeitgeber.

SPIEGEL: Was ist für die Arbeitgeber entscheidend?

Driewer: In erster Linie die deutsche Sprache. Dann ist das persönliche Gespräch aus-

schlaggebend, idealerweise auch ein Praktikum. Ein Unternehmer interessiert sich zunächst wenig für die Flucht. Er will wissen: Was kann die Person, und passt das zum Anforderungsprofil? Das gilt für einen deutschen Bewerber wie für einen Flüchtling. red



Plakat der Kampagne „Employ Refugees“